

Nachdruck verboten.

51

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Da sprang Richard der Riegel von der Brust. Fort war der letzte Nebelrest. Das Glück stand sieghaft da, wie die Sonne.

Er überschüttete sie mit Zärtlichkeiten. „Mein Lieb! Mein Alles!“ stammelte er zwischen seinen Küssen. „Es kam mir nur so über den Kopf! — Was kann ich Dir denn bieten? — Dieses armselige Loch! diese Wirtschaft! — Und hier draußen — wie aus der Welt! — Und, Gott, Vene, — das schlimmste: diese Menschen!“

Sie entzog sich ihm endlich, da er nicht nachließ mit belauernden, tröstenden Liebesbeweisen. Ihr Haar war zerzaust, ihre Wangen rotgefärbt. Sie sah ihn mit lächelnder Frage an.

„Diese Menschen?“

„Ich begreif's nicht, daß Du so mit ihnen umzugehen verziehst! Mir wär's nicht möglich!“

„Aber Richard!“

„Und das Kind. Gott, ja, ein ganz Liebes Ding! Aber Küssen —!“

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich hab' es lieb gehabt im ersten Augenblick. Es hat so etwas Unbeschreibliches Anziehendes.“

„Ja, ja,“ murmelte er mit tragisch-müdem Gesicht. „Alles ganz recht. Aber daß das nun unser nächster — ja unser einziger „Umgang“ sein soll —“

Vene mußte über ihn lächeln.

Und dann zog sie ihn an Oberlappchen zu sich heran und flüsterte: „Wir haben ja uns. Was brauchen wir Umgang?“

Er wirbelte nachdenklich seinen Bart.

„Ja, ja, natürlich,“ sagte er vor sich hin. „Da, auf Deiner Drosselburg. Die Bergluft, die hohen Bäume — die beiden alten Prachtmenschen — alles hoch, groß, befreiend —“

Sie nickte. Ein leiser Seufzer stieg ihr aus der Brust. Das Heimweh, das Jochen prophezeit hatte, meldete sich.

„Und selbst die niederen Leute: Jochen, die alte „Achuste“, die Stubenmagd mit ihren sechzig Jahren, alles Originale, verfilzt und verwachsen mit dem alten Gulenneß, wie der Epheu mit dem Wartturm —“

„Ja, murmelte sie, „Menschen.“ Und die Thränen stiegen ihr in die Augen. Es hatte einen herzbrechenden Abschied von dem alten Hausinventar gegeben.

„Aber wir hier unten, wir Gesellschaftsmenschen, können nicht so patriarchalisch drunter und drüber leben. Besonders ein Mann! — Na wahrhaftig, zu gut bin ich mir ja nicht, um mit dem Schuster und der Gemüsefrau zu fraternisieren. Aber —“

Er war ungeduldig aufgesprungen und ging mit großen Schritten durchs Zimmer. Er hatte ein paar hastige, energische Bewegungen an sich, die sich oft wiederholten. Wenn er das Taschentuch aus der Brusttasche zog und sich damit schnell über's Gesicht fuhr, oder wenn er den Kopf auf der Brust zusammennahm, oder mit den Fingern durch sein dickes, widerspenstiges Haar strich, das war so ganz er selbst, daß man ihn daran erkennen konnte, von weitem, auch ohne sein Gesicht zu sehen.

Und so, von innerer Erregung getrieben, sprach er noch eine Weile über das Kapitel weiter, während sie still und nachdenklich in ihren Schoß blickte.

„Vergiß auch nicht, Vene,“ begann er, vor ihr stehen bleibend, „unsre Lage. Wir haben ein Geheimnis zu hüten. Die Steigenberg und wenn sie ein weißer Haube wäre unter ihresgleichen — klatschen thut sie doch. Sich mit der Freundschaft der „Frau Doktor“ großthun — ohne Zweifel! Also: Distanz! Halte sie Dir vom Leibe! Und vergiß nie die fromme Lüge, die ich ihr aufgebunden habe: daß wir schon seit dem Herbst verheiratet wären —“

Vene blickte empor, groß, traurig. „Gott, Richard — mißte denn das sein?“

„Es mußte sein, Vene! Du bist also so lange bei Ber-

wandten auf Besuch gewesen. Vergiß das keinen Augenblick. Verschnapp Dich nicht! Es könnte unsre ganze Existenz kosten —“

Jetzt kam die Angst, die sie schon ein wenig überwunden hatte, wieder über sie und umschürte ihre Brust, daß sie wie erstickend nach Luft rang.

Er sah es. Und er wußte, was er ihr aufgepackt hatte. Ihre durchsichtig klare Natur — und nun eine ganze Kette von Vertuschungen und Verhehlungen! Sie that ihm so unsäglich leid, daß er zu ihr stürzte und sie feurig in seine Arme schloß.

Sie war sein Opfer. Er hatte sich vermessen, die Verantwortung für ihre gemeinsame Schuld auf sich zu nehmen. Er mußte ihr durchhelfen.

„Vene!“ rief er, sich emporrichtend und sie mit sich in die Höhe ziehend, „Vene, es hilft nichts! Durch müssen wir nun mal! Nun laß' auch Du Courage! Komm, sei mein starkes Weib! Klau' an mich, an unsern Stern! Es glückt uns schon!“

Sie stand fest an ihn geschmiegt und blickte ihm tief in die Augen.

„Es ist ja nicht Uß die Existenzfrage, Vene!“ rief er feurig. „Um Höheres, Besseres, um mein Lebenswerk handelt sich's. Vollmenschen erziehen —“

„Ach, Richard, gerade Dein Amt! Makellos sein — Ver'ild sein — wie ein Priester —“

„Sind wir etwa keine Menschen? Mit Sinnen und Leidenschaften ausgestattete Geschöpfe?“ rief er, während ihm das Feuer über die Stirn lief.

„Ja, ja — aber —“ sie schüttelte den Kopf.

„Und ein Augenblick der Selbstvergessenheit sollte unser ganzes Leben vernichten können?“

Er flarrte auf. Es war ihm, als hebe sein reiner, ehrlicher Wille ihn empor. Aus seinen kleinen, scharfen, tief unter der vorpringenden Stirn gebetteten Augen sprangen Funken.

„Vene!“ rief er, ihre Hand pressend, daß es sie schmerzte, „was meinst Du: nicht mal bedauern kann ich's — das, was geschehen ist!“

Sie nickte. Das wußte sie schon.

„Nicht weil ich mir ein Recht nahm, das mir zustand. Nein, Vene. Weil ich ein anderer, ein besserer, ein vollkommenerer Mensch geworden bin seitdem. Was wußte ich denn vorher vom „Menschlichen“? Jetzt liegt das Leben aufgeschlagen vor mir wie ein Buch. Wie ich meine Zungen jetzt verstehe, Vene! Die jungen, ringenden Kräfte, die Leidenschaften, Kämpfe, Räte. Wer zur Freiheit erziehen will, muß sich selber frei gemacht haben.“

„Und bist Du's?“

„Noch nicht, Vene. Aber laß' uns nur noch über diesen Berg. Ich schwör's in Deine Hand: den Glauben an mich und meine Aufgabe und vor allem an die Güte der Menschennatur will ich nicht verlieren, bis ich gesiegt habe — oder,“ setzte er nach einer Weile mit gerunzelter Stirn hinzu, „ehe ich nicht wund und waffenlos am Boden liege.“

Wie gut, daß es Frühling war! Sie empfanden es mit jedem Tage von neuem.

Es wurde immer leichter und wärmer. In dem Gartenland, das die Steigenberg mit ihren beiden Buben bestellte, wich die wilde Unordnung allmählich, und in sauberen, geradlinigen Beeten entfalteten sich die jungen Gemüsepflanzen. Die Obstbäume blühten, daß Vene aus ihrem Fenster wie auf ein Meer von weißem und rosigem Schaum hinabblickte. Und in dem mächtigen Lindenbaum, der das Dach des kleinen Hauses überragte, war das Starenpärchen wieder eingelehrt und pffif und jubilierte von früh bis spät, daß jedem das Herz in Frühlingswonne aufging.

Die Vene mit ihrer heiligen Hoffnung ging wie in einem wachen Traum durch all die Veredpracht. Das große Wunder, das sich an ihr vollzog, erfüllte sie mit Schauern der Ehrfurcht vor sich selber, mit tiefem, sinnendem Ernst, mit ahnungsvollem Jubel vor der Zeit der Erfüllung.

Je näher die Zeit rückte, desto ruhiger wurde sie. Die Angst vor einer vorzeitigen Entdeckung, die sie im Anfang ihrer

Sonntagsplauderei.

(Aus den Diktaten des Meinungschefs.)

Die Absicht der Voerengenerale, nach Berlin zu kommen, bestärkt die leitenden Kreise nur in der ungünstigen Meinung, die unrichtige Männer entgegen den Phantasien einer unklaren und unwissenden Voerenschwärzerei längst über dieses fogenannte Volk und ihre fogenannte Helden gehabt haben. Habgucht, Beschränktheit, Feigheit, Intrigantentum und vor allem eine empörende Undankbarkeit kennzeichnen das Volk, das eigentlich nur als eine Horde von Freiheutern aufzufassen ist. In militärischen Kreisen ist man längst über die Fabel vom Voerentrieg zur Tagesordnung übergegangen. Es handelte sich in Wahrheit nicht um einen Krieg, geschweige denn einen Volkskrieg, sondern um einen dauernden organisierten Zustand der Räuberei und der menschenlichen Ueberfälle, wodurch allerdings dem tapferen englischen Heere, das berufen war, Ordnung, Christentum und Kultur nach Fransvaal zu tragen, lange Zeit hindurch das Leben schwer und das Sterben leicht gemacht wurde.

Wenn unter solchen Umständen und angesichts dieser unzweifelhaften Thatfachen die Räuber und Mörder jetzt nach Berlin kommen, um, nachdem ihr Aufstand mißglückt, die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen, so ist das eine Dreistigkeit, die gebührend zurückgewiesen werden muß. Seit wann haben Verbrecher, denen die Vollendung des Verbrechens mißglückt ist, einen Anspruch auf Schadensersatz?

Außerdem aber ist der offensichtliche Zweck dieser taktlosen Reise der Mißtrauen und Zwietracht zwischen uns und dem bereits seit dem Jahre 1897 so intim befreundeten England zu säen. Das ist nicht zu dulden und diese Intriguen sind zu durchkreuzen; man wird den Generalen schon an der Grenze den Rat geben, deutschen Boden zu meiden.

Die lange irreführende Öffentlichkeit aber erkennt nun endlich das immerse Wesen des Voerentums. Das also ist der Dank, so sieht man jetzt ein, für die unsägliche Liebe und Teilnahme, die man den Leuten verschwenderisch dargeboten hat!

Die Verblendung der Voeremarren geht so weit, daß hier und da allen Ernstes die Forderung erhoben wird, Seine Majestät der Kaiser solle die Generale in Audienz empfangen. Die Thüre Seiner Majestät wird niemals den treuloßen Feinden Englands sich öffnen. Die Krüger, Leyds, Botha, De Wet — und wie sie alle heißen mögen — werden vergeblich bitten, wenn sie es wagen sollten, das Ansehen einer Audienz zu stellen.

Es ist bedauerlich, daß die Anregung unserer Voerenschwärzerei bereits in der angesehenen Presse Englands Anerkennung hervorgeufen hat, welche die Loyalität und Aufrichtigkeit unserer Politik in Zweifel ziehen. Wir begreifen den Unmut der hervorragenden englischen Organe, aber wir möchten ihnen doch auf das blüdigste versichern, daß die in Frage kommenden deutschen Mächte nicht die mindeste Achtung und Beachtung genießen, und daß niemand die Ausbrüche ihrer Voeremarie ernst nimmt. Es wäre dringend zu wünschen, daß die gesamte anständige deutsche Presse gegen solchen Mißbrauch der Pressefreiheit, wie er in einzelnen Organen sein unheilvolles Wesen treibt, Widerspruch erhebt, ein Mißbrauch, der die feinen Nerven unserer auswärtigen Politik in Unordnung bringt, unsre Beziehungen zu England vergiftet und den Weltfrieden bedroht.

Wie wir übrigens hören, wird man die Voerengenerale, sollten sie es wagen, nach Deutschland oder gar nach Berlin zu kommen, unverzüglich als lästige Ausländer ausweisen. Unse Geduld hat auch einmal ein Ende.

Ein rheinisches Blatt bringt die Meldung, daß Seine Majestät der Kaiser die Generale zu sich eingeladen hat. In dieser plumpen Tattarenmachricht ist nur so viel wahr, daß die Generale einen natürlich mißlungenen Versuch gemacht haben, zum Oje Seiner Majestät vorzubringen.

Wie wir schon neulich andeuteten und wie wir jetzt aus sicherster Quelle bestätigen können, wird der Kaiser in Berlin die Voerengenerale empfangen. Der hochherzige Entschluß Seiner Majestät wird in der ganzen Welt Anerkennung und Bewunderung finden. Es war lange der Wunsch des Kaisers, die tapferen Helden, die durch ihren Mut, ihre Pähigkeit, ihre Freiheitsliebe und die stamenswerte Genialität ihrer Kriegsführung seine tiefste Teilnahme und

*) Es ist bekannt, daß die unabhängige bürgerliche Presse in allen Fragen der auswärtigen Politik nur ihre selbständigen Ueberzeugungen äußert. Um diese Selbständigkeit zu wahren und damit ja nicht einmal ein trübsamer Zufall eine verdächtige Uebereinstimmung zwischen ihren Ansichten und denen des Meinungschefs des amtlichen Pressbureaus herbeiführt, gebrauchen die Blätter die Vorsicht, zweimal täglich sich persönlich nach dem geistigen Befinden des Meinungschefs zu erkundigen. Danach läßt sich dann die eigene Selbständigkeit um so schärfer und scharf demonstrieren. — Die obigen Ausführungen sind den Bulletin entnommen, die man im Pressbureau lediglich zum eignen Vergnügen diktirt. Zwischen den einzelnen Absätzen ist eine Pause von ein bis drei Tagen zu denken. Das Ganze wirkt wie die erschütternde Tragödie der Undankbarkeit. Joc.

She noch manchmal gequält hatte, verblaßte vor der großen Gewißheit der Leiden, die ihrer warteten. Und fetsam, das Schuldgefühl war in ihr ausgelöscht wie mit einem Schwamm. Nichts mehr von Kleinmut, Bedenken, zermürbender Sorge. Sie hätte sich geschämt, wenn sie einen Gedanken daran verschwendet hätte, einen Gedanken ihrem Mann, ihrem Kinde entzogen hätte.

Sie waren glückliche Menschen, die beiden im grünen, blühenden Keul Vergrabenen. Richard Volkmar wußte, wo er Frieden und Behagen fand, warme, grühende Augen, sorgende Hände, wenn er müde und unfroh von seinem an Arbeit und Mergern reichen Amt nach Hause ging.

Die Lene mit ihrer Ruhe und Festigkeit hatte ihm schon immer gut gethan. Jetzt, wo sie so sicher und unbeirrt, wie getragen von ihrer neuen Würde, ihren Weg ging, wurde sie ihm oft zum inneren Halt. Sein Mut richtete sich auf an ihrer Zuversicht. Und wenn ihm einmal die Besorgnis vor einer Entdeckung kommen wollte, so dachte er: was thut's? Ich habe sie und auch bald unser Kind. Und sollte mir der Brotkorb höher gehängt werden — mit meinem guten Kopf und meinen starken Armen werd' ich uns schon durchs Leben bringen!

Er hatte sich doch ein bißchen davor gefürchtet, nach seiner auffallend überstürzten Heirat wieder unter den Kollegen und vor seinen Schülern zu erscheinen. Neugierigen Fragen, Redereien, gutmütigem Spott, wie sie üblich waren bei dergleichen Anlässen, fürchte er sich nicht gewachsen.

Aber merkwürdig — niemand trat ihm damit zu nahe. Bloß der Kollege Vittrich, der ein unverbesserlicher Eyniker, und dessen unglückliche Ehe stadtbekannt war, konnte eine unzarte Anspielung nicht unterdrücken. Aber der Blick, mit dem der sonst so gutmütige Volkmar den Wis aufnahm, ließ Vittrich die Lust vergehen, einen zweiten zu riskieren.

Eines Tages, als Volkmar gerade das Gymnasium betrat, kam ihm Kornelie Urban, die Tochter des Direktors, entgegen, trotz der Morgenfrühe tadellos elegant, frisch, sauber, wie aus dem Ei geschält. Das helle Frühlingskleid lag prall auf ihrer schönen Hüfte, umspannte schlank die vollhüftige Gestalt. Die blonden Locken sahen anmutig unter dem blumengeschmückten Hut hervor. Wie immer, war er fast betroffen von der Tadellosigkeit, der über jede Kritik erhabenen Korrektheit ihrer Erscheinung. Hinter ihr ging das hübsche Dienstmädchen in geradezu schreiender Sauberkeit des hellen Kattunkleides, der weißen Schürze, des Nischenhäubchens. Genselkorb und Fischnet, die sie trug, verrieten, daß ein Einkauf auf dem Markt beabsichtigt war.

Gerade an der Thür stieß Volkmar auf sie, und da es ganz unvermuthet geschah, schlug ihm eine jähe Note übers Gesicht. Allerlei Erinnerungen und Gedanken schossen ihm durch den Kopf, machten ihn linksich und verlegen.

Deutlich hatte er gesehen, wie Kornelie bei seinem Anblick zusammengefahren war und einen Augenblick, wie nach einer Stütze suchend, nach dem Thürpfosten getastet hatte. Ihr regelmäßiges, etwas unbewegliches Gesicht war sehr blaß geworden.

Mit einem hastigen Gruß, einem gestammelten „Guten Morgen, gnädiges Fräulein!“ wollte er an ihr vorüberreiten. Aber ihr mochte dieses auffallend absichtliche, heinah unhöfliche Davonlaufen Volkmars vor dem Dienstmädchen peinlich sein.

Mit betwundernswürdiger Selbstbeherrschung hatte sie ihre Erregung überwunden. Sie lächelte. Ein zartes Rosa verbreitete sich über ihre weiße Haut. Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Meine herzlichste Gratulation, Herr Doktor,“ sagte sie mit etwas knapper Stimme.

Richard verneigte sich. „Ich danke, gnädiges Fräulein —“ dann eine Pause, die beiden eine Ewigkeit dünkte. Das Dienstmädchen begann zu lächeln.

„Wie gefällt es Ihrer Frau Gemahlin hier?“ fragte Kornelie endlich sehr höflich.

Und Richard wußte wieder nichts zu sagen, als sein blödsinniges: „Ich danke, gnädiges Fräulein!“ Er fühlte aber selber, daß er etwas hinzufügen müsse. Und so sagte er, schon halb auf der Flucht: „Sie wird sich bald einleben, hoffe ich.“

„O gewiß,“ lächelte Kornelie verbindlich. „Es ist ja so hübsch bei uns. Darf ich um eine Empfehlung bitten?“

Richard verneigte sich, wie befreit aufatmend, als die beiden Frauengestalten verschwunden waren.

(Fortsetzung folgt.)

sein hohes Interesse erregt haben, lernen zu lernen. Und so hat der Kaiser, als die Generale in ihren Wunsch unterbreiteten, ihm in der lebenswürdigsten Weise Erfüllung zugesagt.

Es ist zu hoffen, daß auch das deutsche Volk, insonderheit Berlin, dem Beispiel des kaiserlichen Herrn folgen und die Generale mit allen Ehren empfangen wird. Es ist im Plan, bei der Berliner Stadterhaltung die Ausschmückung des Brandenburger Thores anzuregen. Man denkt daran, die Säulen in den Nationalfarben Transpaals zu übermalen.

Einzelne englische Blätter überbieten sich in pöbelhaften Angriffen und Beschimpfungen Deutschlands, weil die heldenmütigen Boerengenerale in Berlin einen würdigen und jubelnden Empfang finden werden. Wir bestreiten dem aufgeregten englischen Vetter das Recht, sich in unsre inneren Angelegenheiten zu mischen. Deutschland kann empfangen, wen es will. Wir lassen uns keine Vorschriften von einem Volke machen, das ja allerdings allen Anlaß haben mag, den Generalen zu zürnen, weil es diesen paar Männern gelang, das mächtige britische Weltreich an den Rand des Abgrunds zu drängen.

Wir sind Herren im eignen Hause. Wir hätten umsonst die deutsche Einheit mit Blut und Eisen geschmiedet, umsonst in drei großen Kriegen gefiegt, umsonst rauschte der Hohenzollern-Aar über unsrem Lande, wenn wir uns den Launen und Befehlen der englischen Zeitungsfreiberer fügen sollten. Wir möchten diesen ehrenwerten Leuten dringend empfehlen, wenn sie an Zahnschmerzen leiden, sich die Giftzähne ausziehen zu lassen.

Die Ausführungen gewisser deutscher Blätter haben leider wieder dazu geführt, daß die öffentliche Meinung England sich in ziemlich erregter Weise über den bevorstehenden Empfang der Boerengenerale ausläßt.

Um die offenbar jenseits des Kanals herrschenden Mißverständnisse zu beseitigen, sei auf Grund erstklassiger Information zur endgültigen Aufklärung des klaren und einfachen Sachverhalts das Folgende festgestellt:

Seine Majestät der Kaiser empfängt selbstverständlich die Generale nicht in ihrer früheren Eigenschaft als Kriegsführer eines England verfeindeten Volkes, sondern in ihrem neuen Charakter als treue Unterthanen Seiner Majestät des Königs Eduard VII. Es wäre eine unverzeihliche Unhöflichkeit, wenn man sich deutscherseits weigern würde, Unterthanen des so intim befreundeten Herrschers zu empfangen.

Um auch die letzte Spur eines möglichen Mißverständnisses auszuschließen, ist Borsjorje getroffen, daß die Generale nur dann Zutritt erhalten, wenn sie ausdrücklich von ihrem Könige die Erlaubnis nachsuchen und erwirken, daß ihr Besuch am Berliner Hofe genehm und erwünscht sei.

Angeichts dieser unabweidenden Thatsachen wird niemand mehr zu bezweifeln wagen, daß die Audienz nichts ist wie eine feinsinnige Huldigung für den glänzenden Sieg Englands, gewissermaßen die letzte feierliche Besiegelung der so erfolgreich herbeigeführten neuen Vergrößerung der englischen Macht.

Gegenüber der nicht enden wollenden Beunruhigung der öffentlichen Meinung in England wiederholen wir nochmals unsere Erklärung, daß, wie längst bekannt ist, niemals daran gedacht worden ist, die Boerengenerale in Berlin zu empfangen, ja, daß ihnen die Audienz ausdrücklich verweigert worden ist. Was an den umlaufenden Gerüchten wahr ist, besteht lediglich in dem winzigen Kern, daß Seine Majestät die Boerengenerale auffordern ließ, ihn zu besuchen. Anfangs waren die Boerengenerale auch geneigt, der Einladung Folge zu leisten. Dann aber lehnten sie ab. Somit ist der Plan gescheitert.

Wir wiederholen: Von einer Audienz war und konnte niemals, in keinem Augenblick, die Rede sein. Alle etwaigen Aspirationen der Boerengenerale mußten mit Rücksicht auf unser so uniges Verhältnis zu England zurückgewiesen werden.

Das unerhörte Benehmen der Boerengenerale, die das überaus edle Anerbieten des deutschen Kaisers so brutal, ja geradezu taktlos zurückwiesen, hat in allen nationalempfindenden Kreisen einen einzigen Ausschrei der Empörung hervorgerufen. Selbst die alldeutschen Schwärmer haben jetzt eingesehen, daß gegenüber einem solchen Uebelthäter frevelhafter Undankbarkeit nur ein Mittel geboten ist: kalte Verachtung. Wir können nur wiederholen, was wir vor vierzehn Tagen so zutreffend schrieben: „Die lange irreführte Dummheit erkennt nun endlich das innerste Wesen des Boerentums. Das also ist der Dank, so sieht man jetzt ein, für die unsägliche Liebe und Teilnahme, die man den Leuten verschwendend dargeboten hat!“

Wahrlich, dies Volk ist nicht wert, den Ehrennamen englischer Unterthanen zu tragen.

Nachbemerkung. Soeben erfahre ich, daß der Geheimsekretär, dem Herr Hamann die obigen überzeugten und überzeugenden sachtvollen Darlegungen diktiert hat, wegen geistiger Ueberanstrengung eine Heilanstalt aufsuchen mußte. Der bedauerenswerte Mensch bildet sich ein, dreißig offiziöse Zeitungsfreiberer verschluckt zu haben. —

Joe.

Kleines feuilleton.

th. Der Schaandfleck. Er war in jener Stimmung, wo man am liebsten die ganze Welt umarmt. Immer drei Stufen auf einmal sprang er die Treppe hinauf. Dabei pfiß er laut und lustig vor sich hin, er pfiß noch, als er auf dem Korridor stand und Zoppe und Gut an den Ständer hing.

„Aber Otto,“ sagte die große Schwester, die geöffnet hatte, „man pfeißt doch nicht durch das Haus, was ist denn das für ein pöbelhaftes Betragen.“

„Na, hab' Dich man nich wejen pöbelhaft, der Meester hat mich mächtig gelobt, da werd' ich woll noch verjümt sein können.“

„Das lernst er in der Werkstätt,“ höhnte der Gymnasiast, der auch mit auf den Korridor gekommen war.

„Affe!“

„Otto, sei doch nicht so ordinär, das ist ja schrecklich mit Dir. Du kannst übrigens gleich nach der Berliner Stube gehen, ich hab' Dir Dein Abendbrot zurechtgestellt.“

„Aber Ihr sitzt ja vorn?“ Der junge Mann sah nach den Zimmern rechts, aus denen ein Lichtschein drang.

„Onkel Fritz ist da,“ sagte Luise, Du brauchst aber nicht erst rein zu kommen, wir haben ihm schon gesagt, daß Du immer müde aus dem Geschäft kommst und Dich gleich schlafen legst.“

„Ich bin aber gar nicht müde. Onkel Fritz ist dal Hurra! Ree, da muß ich erst guten Tag sagen.“ Er stürmte den Korridor entlang.

In der guten Stube sah die Familie zusammen und plauderte. Als Otto die Thüre aufriß, entstand ein verlegenes Schweigen. Er schien es aber nicht zu bemerken, er stürmte gerade auf den Gast zu und hielt ihm die Hand hin:

„Hurra, Onkel Fritz, lange nich jesehn! Und denn denken se ich wer' schlafen gehn, wenn Du da bist.“

Der alte Herr auf dem Sofa nahm des Neffen Hand, es lag aber nichts Herzliches in seiner Stimme: „So, das ist Otto? Groß und stämmig bist Du geworden!“

„Das macht de Arbeit, Onkel!“ Otto schwenkte die Arme wie im Vollgefühl seiner Jugendkraft. „Was denkst u, Onkel, die schweren Bretter heben und sägen und hobeln . . . aber heut hat der Meester mich gelobt und gesagt, ich werd' mal 'n tüchtiger Tischler.“

„Otto, wie sprichst Du denn,“ mahnte die Mutter, „Meester und tüchtig . . . Du bist hier nicht beim Pöbel.“

„Das lernst er in der Werkstätt,“ sagte der Vater; er sagte es mit demselben höhnischen Tonfall, mit dem vorhin der Gymnasiast gesprochen.

„Tischler wirst Du also?“ fragte der Onkel. „Aber Karl bleibt doch beim Zus?“

„Der thut's nicht unterm Rechtsanwält,“ sagte der Vater stolz. „Ja unser Karl ist strebsam.“

„Strebsam sind die Venelens sonst alle,“ meinte Onkel Fritz etwas spikig.

„Ich will auch ein tüchtiger Mees— Meister werden,“ sagte Otto. Es antwortete ihm aber niemand. Er sah von einem zum andern; ein Schatten flog über sein Gesicht. Er ging langsam nach der Thür: „Ja denn wer' ich nu doch man erst essen und schlafen gehn, gute Nacht.“ Es hielt ihn keiner.

Eine lange Pause. Dann räusperte sich Onkel Fritz: „Om, ja . . . aber sagt mal, wenn er auch sonst nicht begabt ist, aber gerade Tischler, es ist doch eigentlich so gut wie Arbeiter, muß' er denn gerade Tischler werden?“

„Es war doch das, wozu er Talent und Lust hat. Und anherdem wird er Kunsttischler.“ Die Mutter suchte zu begütigen, aber der Vater lachte grimmig auf: „Ree, sag man: Tischler. Wir sind ja unter uns. Und das muß mein Sohn sein!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Zum Lernen zu dumm, bloß zum Handwerk nicht. Und fühlt sich auch noch wohl dabei. Muß man sich nicht schämen, solchen Sohn zu haben?“ —

ck. Ein Schauroman. Zu all den schönen Dingen, über deren Verschwinden zu klagen heutzutage Mode geworden ist, gehört auch der Schauroman. Das stellt der untrügliche Ernest Blum in seinem letzten „Journal d'un Vaudevilleist“ wehmütig fest, wenn er sich auch damit tröstet, daß er eines Tages in seinem Glanze wieder auferstehen wird. Und dann erzählte er eine eigene Erfahrung auf diesem Gebiete: „Ich habe ein Geständnis zu machen. Es ist lange mein geheimer Ehrgeiz gewesen, der Verfasser einer dieser endlosen Romane zu werden, die so viele Geschlechter unterhalten haben. Zu der Zeit, als ich mit Bonson du Terrail, dem Meister auf diesem Gebiet, verkehrte, kam mir eines Morgens der Gedanke, ihm Konkurrenz zu machen. Ich überlegte also einen Plan, und als ich ihn genügend entwidelt zu haben glaubte, suchte ich Bonson du Terrail auf, um ihn um seinen Rat zu bitten. Er hörte mich mit väterlichem Wohlwollen an und sagte: „Bieviel Feuilletons wollen Sie denn daraus machen?“ „Wenigstens hundert.“ „Ich sehe aber nur eins.“ „Oho!“ „Um hundert Feuilletons zu machen, dazu gehört mehr Phantasie, als Sie zu haben scheinen, besonders darf man kein Sujet haben.“ „Ach!“ „Oder ein sehr einfaches, das nicht stört; ich werde Ihnen eins geben, aus dem sie bequem 30 000 Zeilen schinden

Wannen. Es ist eine Geschichte, die ich gestern in meinem Hause erlebt habe. Der Wirt ist gekommen, um seine Mieten selbst einzuziehen, und hat auch einen ganz oben wohnenden Liebesheldigen Bohemien besucht; dieser ist ein schlechter Zahler, hat auch nicht bezahlt, und der Wirt ist flüchtig ohne Geld davon gegangen. Beim Heruntergehen hat er einen Fehltritt gethan, ist zwei oder drei Treppen heruntergepurzelt und natürlich auf seine Beine gefallen — da ist es! „Das ist alles?“ „Ja!“ „Und daraus kann ich 30 000 Zeilen schinden?“ „Vollkommen. Zunächst stirbt der Wirt an seinem Fall, und man klagt natürlich den Bohemien an, ihn absichtlich die Treppe hinuntergestoßen zu haben. Im Laufe der Untersuchung stellt sich heraus, daß er ein uneheliches Kind ist, aber wessen? Man sucht, die Witwe des Wirtes sucht auch und entdeckt aus den Papieren des Verschiedenen, daß der unschuldige Bohemien — denn natürlich ist er unschuldig — ein uneheliches Kind des Wirtes ist. „Unglücklicher, Du hast Deinen Vater ermordet,“ ruft sie ihm in seinem Gefängnis zu. „Das ist schon sehr interessant.“ „Vestürzung des Bohemien, der sich vergeblich zu verteidigen sucht; er war mit einem jungen Mädchen verlobt, die an seine Schuld nicht glauben kann; sie widmet sich der Ehrenrettung des jungen Mannes, dessen Frau sie werden sollte! Vor allem gilt es den Schuldigen zu finden, denn es ist einer da!“ „Das Geländer der Treppe.“ „Nein, ein andrer Mieter, der den Wirt seiner Mieten berauben wollte, ihn mit einem Messerstich traf, dann plünderte und ihn die Treppe hinunterrollen ließ, damit man an einen Todessturz glauben sollte!“ „Das ist sehr geschickt erfonnen.“ „Wie soll man nur ahnen, daß dieser Mieter der Mörder ist? Er gilt für reich, hat eine glänzende Stellung; bei der nächsten Wahl wird er vielleicht Abgeordneter.“ „Er auch?“ „Das junge Mädchen verliert den Mut nicht; allein, als Mann verkleidet, durchweilt sie die gewöhnlichsten Pariser Spelunken, wo sie den wahren Mörder zu entdecken hofft. Eines Tages bleibt sie bestürzt vor einem Wejen stehen, das eine Bande Mißthäter befehligt. Dieses Wesen ist der Mieter und Mörder, der reiche Nachbar ihres armen Bräutigams.“ „Das ist ein dorbter Theatercoup.“ „Sie hier,“ sagt sie. „Sie kennen mich?“ fragt der zukünftige Abgeordnete. „Ja, ich kenne Sie.“ „Dann beklage ich Sie, daß Sie mich erkannt haben,“ sagt der Mörder. Und dabei giebt er seinen Gefährten ein Zeichen, sie bemächtigen sich des jungen Mädchens, öffnen eine Fallthür und befördern die unglückliche Braut in einen Keller, wo sie so viele Zeilen, wie Sie wollen, bleibt.“ „10 000 Zeilen!“ „Das ist übertrieben, aber es kann schließlich lange dauern.“ Zuerst wird sie fast Hungers sterben.“ „Und es wird Matten geben; das giebt Zeilen, viele Matten.“ „Sie wird zu entwöhnen suchen, aber ihre Kräfte und ihre Nägel dabei verbrauchen. Die Person, die sie endlich retten wird, ist die Witwe des Wirtes. Diese sammelt nämlich gern Grundstücke, wird auch eines Tages dieses Grundstück kaufen und bei der Besichtigung das letzte Stöhnen des armen Mädchens hören! Man wird die Thür einstoßen, und die Wirtin wird in ihr, die sie glücklich befreit, ihre eigne Tochter, ihr uneheliches Kind erkennen!“ „Das wird dann schon zwei.“ „In einem Schauroman kann es niemals zu viel uneheliche Kinder geben! Nun ordnet sich natürlich alles; der Verräter wird bestraft, der Unschuldige befreit, die Liebenden heiraten sich und erben alle Grundstücke der Wirtin.“ „Das ist wunderbar.“ „Und nun brauchen Sie sich nur noch an die Arbeit zu machen,“ sagte du Terrail lachend. Ich habe es gethan, aber nach dem ersten Peniteton glaubte ich, in allen Ereignissen den Stoff zu einer Operette zu sehen, die ich Gott sei Dank ebensowenig wie den Roman beendet habe. Ich glaube nur, daß die Operette wahrscheinlicher erschienen wäre — wegen der Musik.“

Hygienisches.

ie. **Alkoholschwangere Luft.** Es ist kaum zweifelhaft, daß die Luft in Destillationen, Wein- und Spirituellern sowie auch in Trinkstuben zu Zeiten erhebliche Mengen von Alkohol enthalten muß, und es entsteht daraus die Frage, ob der Aufenthalt in solchen Räumen in dieser Hinsicht gesundheitschädlich werden kann. Wo Wein oder Sprit aufbewahrt wird, macht sich stets eine Art von alkoholischem Geruch bemerkbar, und dieser Umstand beweist schon ohne eine Bestätigung durch chemische Analyse, daß die Luft die flüchtigen Bestandteile aus den Spirituosen aufnimmt. Es fehlt auch nicht an Beobachtungen über die Wirkungen einer derart mit Alkohol geschwängerten Atmosphäre. Ein Gang durch die ungeheuren Keller der Londoner Docks, wo Spirituosen in Tausenden von Fässern aufgespeichert sind, bringt zunächst einen auffallenden und nicht unangenehm erregenden Einfluß auf das Befinden mit sich, dem aber Müdigkeit, Kopfschmerz und Uebelbefinden folgen. Ebenso ergeht es einem Fremden beim ersten Besuch der großen Sherry-Vobegaz in Süd-Spanien. Zunächst stellt sich auch dort ein gewisses Gefühl der Erheitung ein, begleitet von einer Beschleunigung des Pulses, danach eine Art von Betäubung, ein Gefühl der Schwäche und Kopfschmerz. Die Luft in den großen Lagereien in der Gegend von Cognac macht manchen geradezu krank. Um der Art der Luftvergiftung auf den Grund zu gehen, muß man bedenken, daß die flüchtigsten Bestandteile der Spirituosen, wie Aether und überhaupt die am meisten betäubenden „Geister“ zunächst in die Luft übergehen müssen. Daher ist es erklärlich, daß die Einatmung der Luft in Lagereien von Sherry schwerere Folgen hat, als bei Gegenwart anderer Spirituosen, denn Sherry ist ein Wein von höchstem Aethergehalt. Eine Frage von besonderer Wichtigkeit ist natürlich, ob der längere Aufenthalt in Räumen mit einer derartigen Atmosphäre auch eine nach-

haltige Schädigung der Gesundheit zur Folge haben kann. Ganz bestimmte Beobachtungen liegen darüber nicht vor, es ist aber wohl wahrscheinlich, daß eine Verschlechterung des Befindens dadurch entstehen kann. Gastwirte und „bar maids“ leiden jedenfalls durch die fortgesetzte Einatmung einer alkoholgeschwängerten Luft, jedoch ist die Beeinträchtigung ihrer Gesundheit von der sonstigen Einwirkung ihrer Umgebung nicht gut zu trennen. Immerhin ist es festgestellt, daß die Luft in einer Destillation nicht weniger als eine Unze von Normal-Weingeist oder eine halbe Unze von absolutem Alkohol in 5 Kubikfuß enthalten kann. Diese Menge ist verhältnismäßig so groß, daß der Aufenthalt in einer solchen Atmosphäre von etwa acht Stunden schon zur Einatmung von so viel Alkohol führen muß, daß eine Einwirkung auf das Befinden nicht ausbleiben kann. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Alkohol durch die Lungen sehr schnell Zutritt zum Säftekreislauf erhält. Es sollte also dafür gesorgt werden, daß solche Räume besonders gut ventiliert werden. —

Humoristisches.

— **Verwöhnt.** Bäuerin (zu ihrem Mann): „Geh, Hias, mach' 's Fenster auf, unser Sohn kommt aus der Stadt — der is die verfeinert' Lebensweij' g'wöhnt!“ —

— **Vielseitig.** Richter: „... Also ihren Beruf, Zeugniß Was sind Sie?“

Zeugin: „Im Winter bin i' daheim!“

Richter: „Gut. Und im Sommer?“

Zeugin: „Muß i' dees sagen?“

Richter: „Natürlich — und zwar ganz genau!“

Zeugin: „Bei Tag bin i' drunten bei'm Vergwirt 's „Echo“ und nachts d'oben beim Burgwirt die „weiße Dame“!“ —

— **Waldi in Verlegenheit.** „Meine Herren,“ hub der Herr Förster an, „heute muß ich Ihnen eine lustige Geschichte erzählen. Sie handelt aber diesmal nicht von meinem Waldl, sondern vom Waldl des Rechnungsrates Kullerl, den Sie ja alle als Somtagsjäger kennen. — Also neulich lud mich der Rechnungsrat für den Sonntag zur Hasenjagd ein. . . Sie wissen, meine Herren, daß er nie etwas trifft; diesmal aber geschah das Unerhörte: Kullerl schoß — sage und schreibe: schoß — einen Hasen! Vor Freude zitternd, befiehlt er seinem Waldl, den Hasen zu apportieren; Waldl läuft hin, schaut den Hasen an, schaut — von furchtbaren Zweifeln gequält — seinen Herrn an, schaut mich an, packt dann plötzlich den Hasen und bringt ihn — mir! . . . Das Gesicht des Rechnungsrates können Sie sich vorstellen, meine Herr'n!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Halbmonatsschrift „**Dokumente der Frauen**“ ist in dem Verlag von G. Seemanns Nachf. in Leipzig übergegangen; redigiert werden wird das Blatt fortan von Helene Stöcker. —

— Das Schauspielhaus bringt morgen **Eduard Tempelth's** Tragödie „**Styriänestra**“ neu einstudiert zur Aufführung. —

— Das **Werkmannsche** Volksstück „**Die Kreuzwegstürmer**“ wird gleichzeitig am Berliner Theater und am Wiener **Raimund-Theater** zur Aufführung gelangen. —

— **Richard Vos's** neues Drama „**Ein Lebenskünstler**“ erzielte bei der Erstaufführung im Münchener Residenz-Theater nur einen Achtungserfolg. —

— Die **Öffentlichkeit der General-Proben** in den Pariser Theatern ist wiederhergestellt worden. —

— „**Der letzte Jonas**“, eine neue Operette von **Rudolf Dellinger**, Text von **Usher** und **Bahl**, wird noch in dieser Spielzeit im **Dresdener Residenz-Theater** in Scene gehen. —

— **Direktor Gabor Steiner** aus Wien wird mit seinem Operetten-Ensemble vom 15. Februar bis Mai im **Central-Theater** gastieren. Er wird einige Neuheiten bringen: „**Gräfin Pepi**“ von **Johann Strauß**, „**Die Clewin**“ von **Pagin u. a.** —

— **Wertvolle Dokumente** von der **Reise Darwins** in den Jahren 1831 bis 1836 sind der **Linnéschen Gesellschaft** von **Neu-Südwaales** zum Geschenk gemacht worden. Die Sammlung enthält eine Anzahl von Originalzeichnungen von **Covington**, dem Begleiter **Darwins**, die Ansichten der verschiedenen von dem großen Naturforscher besuchten Inseln und Plätze wiedergeben, ferner das Tagebuch des **Künstlers**, das einen genauen Bericht der Reiseerlebnisse liefert. Endlich befinden sich noch dabei zahlreiche Briefe **Darwins**. —